

Wenn ihr nur liebt, die euch lieben ...
Predigt zu Mt 10,34–39 (und Mt 5,38-48)
im Universitätsgottesdienst am 21. Sonntag nach Trinitatis (24.10.2021)

Prof. Dr. Frank M. Lütze

Liebe Gemeinde,

wie oft muss man eigentlich einen Satz wiederholen, bis er verstanden ist? Ich glaube, die Frage kann man sich sonntagsmorgens schon einmal stellen. Wenn es einen Preis für Redundanz gäbe, die Kirche hätte sicher Chancen, ihn zu gewinnen: Wir erzählen ja seit bald 2.000 Jahren die gleichen Geschichten, wir predigen mehr oder weniger allsonntäglich über dieselben Texte.

Manches weiß tatsächlich jedes Kind, sobald es irgendwie mit Christentum in Berührung gekommen ist: Dass es etwa der liebe Gott gut mit uns meint. Dass bei Jesus jeder so willkommen ist, wie er ist. Und natürlich, dass man Nächstenliebe üben soll. Das eine – mit dem lieben, gutmütigen Gott – haben wir längst verstanden, das dritte – das mit der Nächstenliebe – tun wir mehr oder weniger, und wo es gar nicht gelingt, gilt immer noch das zweite: Dass wir bei Jesus immer willkommen sind.

Wenn das tatsächlich der Kern der Sache ist, braucht es dafür im Grunde weder Bibeltexte noch Predigten, da reicht es, wenn jemand „Nächstenliebe“ sagt, den inneren Daumen zu heben, das finden wir gut, da sind wir auch dafür, übrigens zusammen allen Politikern und mit den allermeisten, die nicht in der Kirche sind: Kirchlichen Einsatz für die Nächstenliebe finden, wie empirische Untersuchungen zeigen, im Grunde alle richtig und im besten Sinne christlich.

Und genau diese allgemeine Zustimmung müsste einen schon skeptisch machen ...

Ich stand neulich vor der Filiale einer großen Optikerkette in Würzburg, bei dem eine Regenbogenfahne an der Tür klebte mit folgender Aufschrift:

Bei uns sind ALLE willkommen: All sizes. All colors. All cultures. All genders. All beliefs. All religions. usw.

Auf den ersten Blick wirkt das wie ein erfreuliches Resultat von *diversity management*. Auf den zweiten Blick ist das nur begrenzt originell oder mutig in Deutschland im Jahr 2021, in dem selbst die Commerzbank ihr Signet auf Regenbogenhintergrund druckt, Markus Söder gerne die Münchner Arena in Regenbogenfarben gesehen hätte und ein ICE mit Regenbogenstreifen durch die Lande fährt: Vielfalt finden, jedenfalls theoretisch, im Grunde alle prima (und übrigens inzwischen auch alle irgendwie christlich). Auf den dritten Blick schließlich scheint mir der Aufkleber hochproblematisch, weil er das Selbstverständliche als etwas Besonderes etikettiert: Seht her, hier bekommen sogar Persons of Color eine Brille. Und Muslime. Und Schwule ...

Ich fürchte, die Sache mit dem *diversity management* ist erheblich komplexer und herausfordernder als es auf einen Aufkleber passt. Und Jesus fürchtet, die Sache mit der Nächstenliebe könnte uns am Ende mehr abfordern als es unser kirchlicher Standardbegriff suggeriert.

Wir haben es gerade im Evangelium gehört: *Wenn ihr liebt, die euch lieben, was werdet ihr für Lohn haben? Tun nicht dasselbe auch die Zöllner? Wenn ihr nur zu euren Brüdern freundlich seid, was tut ihr Besonderes? Tun dasselbe nicht auch die Heiden? Ich sage euch: Liebt eure Feinde und bittet für die, die euch verfolgen, auf dass ihr Kinder seid eures Vaters im Himmel.*

Der Vater im Himmel, das ist mehr als der Vater meiner Lieblingsbrüder: Hier werden familienähnliche Verhältnisse imaginiert, ja den Nachfolgern Jesu zugemutet, die alles andere als Bluts- oder Wahlverwandschaften sind.

Vor diesem Hintergrund – und tatsächlich *nur* vor diesem Hintergrund – erschließt sich mir unser heutiger Predigttext, vielleicht der schroffste Text im Neuen Testament:

Jesus sprach zu seinen Jüngern: Ihr sollt nicht meinen, dass ich gekommen bin, Frieden zu bringen auf die Erde. Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert. Denn ich bin gekommen, den Menschen zu entzweien mit seinem Vater und die Tochter mit ihrer Mutter und die Schwiegertochter mit ihrer Schwiegermutter. Und des Menschen Feinde werden seine eigenen Hausgenossen sein. Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, der ist meiner nicht wert; und wer Sohn oder Tochter mehr liebt als mich, der ist meiner nicht wert. Und wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt und folgt mir nach, der wird's verlieren; und wer sein Leben verliert um meinetwillen, der wird's finden.

Wer Vater oder Mutter mehr liebt, als mich, der ist meiner nicht wert: Sagen wir es offen: Beim ersten Hören wirkt das wie ein despotischer Absolutheitsanspruch, wie der Anspruch einer eifersüchtigen, im Grunde narzisstischen Gottheit, die keine zwischenmenschlichen Bindungen neben sich duldet.

Und dieser Gedanke ist leider nicht so absurd wie er klingt, tatsächlich ist ja der Text vielfach so verstanden worden und hat Menschen in schwere Gewissensnöte gebracht: Meine Großmutter, die ein siebenjähriges Kind verloren hatte, quälte noch im Alter der Gedanke, dass sie sich auf das Wiedersehen mit ihrem Buben mehr freut als auf Christus.

Sachlich und historisch kommen wir dem Text sicherlich näher, wenn wir ihn als Dokument aus Verfolgungszeiten hören, aus repressiven Situationen, in denen Menschen vor binäre Entscheidungen gestellt werden, in denen nur noch Christus *oder* die Familie geht, in denen eine Wahrheit aussprechen lebensgefährlich wird und u.U. auch noch die Angehörigen gefährdet, in denen Überzeugung gegen Überleben steht: *Wer Vater und Mutter mehr liebt als mich [...] Wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt, der ist meiner nicht wert.*

Doch kann man den Text, vor dem Hintergrund des heutigen Evangeliums, noch auf eine dritte Weise lesen, hineinlesen in *unser* Leben abseits despotischer Ansprüche und ohne den blutigen Ernst von Bekenntnissituationen, vielmehr als leidenschaftliches Plädoyer, die Nächstenliebe nicht auf das ohnehin Selbstverständliche zu beschränken. Das geht, wenn man das „Ich“, das unsere Gefolgschaft beansprucht, nicht als narzisstisches Ich eines Führers hört, sondern als Inkarnation einer Botschaft versteht, der man nachfolgen soll, Christus als Modell und Inbegriff grenzenüberwindender Liebe. Dann kann man das Evangelium aus Mt 5 und den Predigttext aus Mt 10 gut miteinander verschränken:

*Wenn ihr liebt, die euch lieben, was werdet ihr für Lohn haben?
Tun nicht dasselbe auch die Zöllner?*

*Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich,
der ist meiner nicht wert.*

*Wenn ihr nur zu euren Brüdern freundlich seid, was tut ihr Besonderes?
Tun dasselbe nicht auch die Heiden?*

*Wer Sohn oder Tochter mehr liebt als mich,
der ist meiner nicht wert.*

Wenn wir dieser Spur folgen, wäre nicht die Liebe zu unseren Lieben an sich das Problem. Sie ist nun freilich keine exklusiv christliche Tat, sie ist, wie Mt 5 nüchtern feststellt, schon deshalb nichts „Besonderes“, weil sie in der Regel auf Gegenseitigkeit basiert.

Nein, nichts gegen die Liebe zu unseren Lieben. Aber wer sie für die entscheidende Form von Liebe hält, wer sie zu einer christlichen Tugend verklärt, hat noch wenig von Jesus und seiner Forderung verstanden. Die Nächstenliebe, von der wir vorhin im Evangelium gehört haben – *wenn jemand mit dir rechnen will und dir den Rock nehmen, dem lass auch den Mantel* –, diese Nächstenliebe beginnt dort, wo alles Selbstverständliche aufhört, dort, wo die kalte Schulter als Antwort noch eine Höflichkeit wäre, dort, wo es wehtut, dort, wo zu erwarten steht, dass unsere Liebe ohne Antwort bleibt.

Bei uns sind alle willkommen: Es kostet weiß Gott nicht viel, das auf eine Regenbogenfahne zu schreiben und ins Schaufenster zu hängen. Für die Folgen einer Willkommenskultur aufzukommen ist eine ganz andere Hausnummer. Nächstenliebe für eine prima Erfindung des Christentums zu halten: Das kostet uns nur ein freundliches Lächeln. Nächstenliebe zu *tun* bei denen, die uns beileibe nicht die Nächsten sind: Da bleibt die Forderung Jesu eine veritable Herausforderung, ein Anspruch weit jenseits aller Komfortzonen.

Seine Liebe, die höher ist und weiter reicht als alle Vernunft, erfülle uns Herz und Sinn. Amen.